

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1921

9.10.1921 (No. 41)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

10. Jahrg. № 41



9. Okt. 1921

Hans Kinkel / Spengler, Keyserling, Ziegler und die
moderne Wissenschaft.

(Betrachtungen zu dem Problem der Synthese von Erkennen und Sein.)

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unsere moderne Wissenschaft vor einer inneren Krise steht. Der Glaube an ihre alles bezwingende Kraft wird immer stärker erschüttert und Zweifel, der sich durch ihre äußeren Erfolge nicht mehr blenden lassen will, erschüttert immer mehr ihr Fundament. Was war denn eigentlich aus den Wissenschaften geworden? Immer mehr spezialisiert waren sie in hunderte von Fachgebieten zerfallen, von denen jedes sich wieder in neue Fächer differenzierte, deren eines oder höchstens zwei vollkommen und von Grund aus zu beherrschen ein ganzes Menschenleben hingebender, entsagungsvoller Arbeit erfordert. Dabei geht der geistige Gehalt immer mehr verloren, der Gelehrte sinkt zum Facharbeiter herab, Brillen reichen ihm nicht mehr aus, sondern immer scharfer werdende Mikroskope braucht er und immer enger wird der Horizont. So arbeiten Tausende nebeneinander, ohne sich noch zu verstehen, an einem Bau, der immer höher steigt, so daß ihn schon kein einzelner mehr zu überschauen imstande ist. Zu welcher Sklavenarbeit ist die Arbeit des menschlichen Geistes herabgesunken, mit welchem blutigem Preis muß der stolze Bau der Wissenschaft erkauft werden! Und wer weiß letzten Endes noch wozu? Erkenntnis auf Erkenntnis häufen, und das Ganze doch nie erkennen können, doch im Teile stecken bleiben zu müssen? Da wird, nachdem wir bald das höchste Maß noch erträglich Spezialisierung erreicht haben werden — denn auch hier werden die Bäume nicht in den Himmel wachsen — immer lauter der Ruf nach synthetischer Schau unseres Wissens erschallen, wenn Wissen überhaupt noch einen Sinn haben, wenn es nicht an seiner eigenen Geistlosigkeit ersticken und zum Sinnlosen werden soll.

Aber da erhebt sich die Frage, wird ein Einzelner noch zu solch zusammenfassendem Blick die Kraft und das Vermögen haben? Ist es nicht unser unvermeidliches Los, daß nicht mehr einer sondern nur noch Generationen ein Werk zu schaffen imstande sind? Müssen wir uns nicht in unser Schicksal finden und den Ruf nach dem rettenden, umfassenden großen Geist als kindlich verstümmen lassen, weil die Einsicht lehrt, daß er nicht da ist, weil er nicht da sein kann? Stärker aber als Erkenntnis pflegen die Artriebe der Menschheit zu sein. Und wenn die Erkenntnis immer wieder das ignorabimus lehrt und lehren wird, der Trieb zur Erkenntnis wird nie erlötet werden können. Und genau so wenig wird sich das Verlangen nach synthetischer Zusammenfassung unterdrücken lassen, ja als Reaktion auf die zersetzende Spezialisierung wird dies Verlangen immer stärker sein Haupt erheben.

Hier scheint nun die Philosophie als Netterin aufzutreten, die die Grundlagen alles Wissens untersucht, die dem Wissen erst seinen Sinn verleiht, die alles Wissen zur Weltdeutung zusammenfassen soll. Ihr muß ja gerade diese Aufgabe der Synthese von selbst zufallen. Hier liegt die Bedeutung, die

dem Systemgedanken in der Philosophie zukommt, der zu jener ohne Zweifel großartigen Logik der Wissenschaften führt, die die neuere Philosophie mit großer Energie in Angriff genommen hat. Und doch befriedigt letzten Endes auch diese systematische Philosophie noch nicht. So bedeutend ihre Arbeiten auch als geistige Leistungen sind, so unentbehrlich sie sind für die Philosophie als Wissenschaft, es handelt sich hier eben nur um reine Erkenntnis. Die Philosophie als Wissenschaft verfällt dem Lose jeder Wissenschaft. Als Analyse muß sie das Leben erst zergliedern, d. h. töten, um es begrifflich (vernunftgemäß, rationalisierbar) zu beherrschen, als Synthese kann sie kein neues Leben erzeugen, sondern nur Zusammenhänge ebenfalls begrifflich konstruieren.

So wird z. B. die Kunst als lebendige Kraft auf das stärkste von der Verwissenschaftlichung der Kunst bedroht, wenn diese nicht selbst künstlerisch ist, das gleiche Verhältnis finden wir zwischen Religion und Religionswissenschaft und schließlich zwischen jedem Lebendigen und der Wissenschaft von diesem Lebendigen, das von ihr erlötet wird, wenn sie nicht selbst lebendig ist. Die reine Reflexion über lebendige Zusammenhänge schafft noch nicht diese lebendigen Zusammenhänge. Diese schöpferische Tat bleibt der Wissenschaft als solcher, und somit auch der Philosophie als Wissenschaft verlagert. Wo aber lernen wir im Geistigen den Schöpferakt des Menschen, der Lebendiges zu schaffen vermag, kennen? Im Kunstwerk, beim Künstler, der ja nur so weit Künstler ist, als er Lebendiges zu gestalten imstande ist. Wenn wir vorhin den Philosophen in unserer Not zu Hilfe gerufen haben, so muß sich jetzt der Künstler zu ihm gesellen, um die Erkenntnis zu lebendiger Tat handlung werden zu lassen. Mit der rein künstlerischen Form einer wissenschaftlichen Abhandlung (künstlerische Darstellung) ist es dabei freilich nicht getan, das wäre ein schweres Mißverständnis des eben Gesagten. Sondern daß die Erkenntnis als solche ein unmittelbar Lebendiges werde, wozu das Kunstwerk nur die Analogie ist, lebendig wirke und wieder Leben zeuge, darauf kommt hier alles an. (In der Philosophie z. B. Typus Schopenhauer-Nietzsche im Gegensatz zur Systemphilosophie. Auch von Seite der Dichtkunst her ist diese Synthese möglich. Am vollendetsten bei Goethe, viel weniger bei Schiller, bei dem man höchstens von einer in Dichtung umgesetzten Philosophie sprechen kann). Und diese letzte Synthese von Wissenschaft und Leben, Erkennen und Sein ist es, nach der wir verlangen. Sie versucht zu haben, scheint mir den ganz außerordentlichen Erfolg zu erklären, durch den drei umfangreiche Werke seit Beendigung des Krieges in den Vordergrund des allgemeinen Interesses gerückt worden sind, nämlich: Spenglers Untergang des Abendlandes, Keyserlings Reisetagebuch eines Philosophen und Zieglers Gestaltwandel der Götter.

Dasjenige Werk, das weitaus am bekanntesten wurde und die weiteste Verbreitung innerhalb kurzer Zeit fand, weil es

mit geradezu suggestiver Gewalt den Leser in seinen Bann zu ziehen verstand, war das Spenglers. Es hatte übrigens ein typisches Schicksal: zuerst in geradezu kritikloser Begeisterung wie ein neues Evangelium gepriesen und bewundert, und dann gesteinigt zu werden. Heute gehört es bereits zum guten Ton, Spengler herunter zu machen. Der Feldzug der Wissenschaften gegen ihn ist auf der ganzen Linie eröffnet. (Vergl. das Spenglerheft des Logos Bd. IX 1920/21, Heft 2.) Ungezählte Aufsätze, Abhandlungen, Broschüren, Bücher sind erschienen, die sich unter allen erdenklichen Gesichtspunkten mit Spengler auseinandersetzen. Die lebendige Wirkung Spenglers wäre freilich damit erwiesen. Erwiesen aber auch, daß ihm die Fachwissenschaften Mangel über Mangel nachzuweisen vermögen, wie es gewiß auch unbestreitbar ist, daß sich vom Standpunkt der Philosophie als exakter Wissenschaft vieles bei ihm aussetzen läßt. Besonders mag man auch seine Ueberhebung oft anmahnen finden, vor allem wenn Dinge vorgebracht werden, die im einzelnen andere schon längst und auch schon besser gesagt haben. Und trotz dieser dreifachen Kritik, die geübt wurde und die gewiß nicht unberechtigt ist — es wäre falsch, deshalb dem Werke eine ernsthafte, nachhaltige Bedeutung abzusprechen zu wollen. Denn es gibt Werke, die in ihrer Bedeutung durchaus nicht von ihrer wissenschaftlichen Wichtigkeit abhängig sind. Die Frage nach der Wahrheit unserer Erkenntnis ist ja die Grundfrage aller Erkenntnistheorie und hier wird die Philosophie notwendige Vorfrage zu jeder Wissenschaft, die daraus ihre Methodenlehre entwickeln muß. Die rein erkenntnistheoretische Frage nach dem Verhältnis von Erkennen und Sein als dem Objekt des Erkennens beschäftigt uns aber in diesem Zusammenhang nicht. Eine anders gerichtete Betrachtung soll hier versuchen, zunächst zwei Arten von Erkennen einander gegenüber zu stellen. Um das Problem an einem konkreten Beispiel zu entwickeln: worin beruht z. B. die lebendige Wirkung etwa von Winkelmanns Auffassung von der Antike oder von Herders Ansichten von dem Ursprung der Sprache, die von der Wissenschaft längst überholt, als überwunden zu betrachten wären? Daß sie einst den letzten Stand der Wissenschaften darstellten, macht ihre Bedeutung gewiß nicht aus, so wenig wie allein nur in der klassischen Schönheit oder in dem hinreißenden Schwung ihrer Darstellung ihre Größe ruht. Wir antworten: ihre unvergängliche Größe liegt in dem geistigen Gehalt, der aus ihnen spricht, und in der lebendigen Wirkung, die von Geist auf Geist ausgegangen ist und immer ausgeht. Je gewaltiger und tiefer dieser Geist, um so größer auch seine Wirkung auch über größere Zeitspannen hinweg. Ein tiefer Geist kann selbst über Jahrtausende hinaus lebendig sein und ist an sich weder widerlegbar, noch kann er je überholt werden. Ein wissenschaftliches Werk kann vollkommen „geistlos“ sein, und doch wissenschaftliche Bedeutung haben, ein geistvolles Werk kann höchst unwissenschaftlich sein und doch von lebendiger Wirkung als eine gründliche gelehrte Abhandlung. Liegt der Geist nun im Gegenstand der Untersuchung oder im Untersuchenden, im Objekt oder im Subjekt? Ohne Zweifel im Subjekt. Die Kraft des Geistes vermag den Gegenständen neue Deutungen zu geben, ganz neue Seiten an ihnen zu schauen, neues Licht über alte Erscheinungen auszugießen und damit unmittelbar lebendig zu wirken. Das kann schließlich zu einer völlig neuen Deutung der uns umgebenden Welt, zu einem ganz neuen Weltgefühl führen, dessen unwiderlegbare Bedeutung in der lebendigen Kraft einer den Gegenstand durchdringenden Geistigkeit ruht. Auf diese lebendige Wirkung verzichtet die Wissenschaft als solche, d. h. es ist ihr an sich gleichgültig, ob sie von ihr ausgeht oder nicht. Ihr ist es nur um reine Erkenntnis zu tun. In ihr stellt sich der Denker in den Dienst einer sich gewissermaßen objektivierenden Idee, die immer weiter sich ausbaut, an der lange Reihen von Generationen arbeiten.

So lösen sich die Gedanken von den denkenden Individuen gewissermaßen los und entwickeln sich weiter nach ihrer immanenten Logik, als ob sie vollkommen unabhängig wären von dem sie denkenden Individuum. Man denke nur an die Geschichte irgendwelcher Wissenschaft. Unter dem Namen der Objektivität der Wissenschaft ist diese Tatsache jedermann geläufig. Sie steht wenn nicht in kontradiktorischem, so doch in konträrem Gegensatz zu jener von einer starken Persönlichkeit ausgehenden Betrachtung der Dinge, und so ist klar, daß die eine Art der Betrachtung durch die andere kritisch nicht widerlegbar ist. Und das ist der Fall bei Spengler. Hier werden Erkenntnisse zu Bekenntnissen. Wie alle großen Bekenner den Tatsachen ihren Sinn erst von sich aus geben, so sieht Spengler im Weltgeschehen Zusammenhänge, die nicht als Ausdrücke wissenschaftlicher Erkenntnisse gewertet werden dürfen — und sollte dies Spengler selbst meinen, so täuscht er sich über sich selber — sondern als eine Weltinterpretation aus einem starken und bestimmten Weltgefühl. Wird diese Interpretation ihrerseits wieder zu einer wirksamen Kraft im Weltgeschehen, so ist ihr lebendiger Wert und ihre Bedeutung ohne weiteres ersichtlich. Der Eifer, mit dem Spenglers Werk gerade als Weltanschauung bekämpft wird, zeigt, wie sehr man solche Wirkung fürchtet. Wie erhebt der Geschichtsfatalismus hier sein Haupt und neu muß an diesem Werk der alte und ewig neue Streit wieder ausgefochten werden: ob wir Geschichte machen oder erleiden?

Spengler hat Geschichte wieder in große, geistige Zusammenhänge gestellt. Die mechanische Weltanschauung, die nur kausal interpretiert, reicht nicht mehr aus und mit der neuesten Entwicklung der Biologie tritt jetzt bei Betrachtung von Lebendigem neben die mechanische die organische Betrachtung, anknüpfend an die Entelechie des Aristoteles und an Goethes Lehre vom Wandel der Formen. Morphologie, im Leben den Wandel der Formen zu erkennen, in der Form den Ausdruck des Lebens zu finden, das kennzeichnet den Stand der Stunde. Hierin stimmen alle drei untereinander noch so verschiedenen Werke Spenglers, Keyserlings und Zieglers überein. Morphologie der Geschichte, Morphologie der Kulturen, Gestaltwandel der Götter. Liegt ein Zwang der Zeit vor, gibt es also den Zeitgeist, den Schicksalswillen, den Spengler zu erkennen glaubt, der den einzelnen zwingt, das zu sagen und das zu handeln, wozu er ihn nötigt? Hier werden Fragen aufgeführt, die nicht mehr für unsere reine Erkenntnis allein, sondern für unser ganzes Lebensgefühl entscheidend sind.

Das Verhältnis von Einzelwillen und Gemeinschaft, von Individualwillen und Kollektivwillen ist durch die fürchtbaren Zeitereignisse, die wir alle erleben, zu einem Problem geworden, das heute jeden einzelnen berührt. Auf der einen Seite ringt das Zeitalter mehr denn je mit dem Problem der Individualität. „Mit dem Problem des principium individui ringen gegenwärtig alle wirklich Arbeitenden in der Philosophie und nicht bloß in der Philosophie“ (Matorp) und auf der anderen Seite ist das Problem des Volkes so brennend wie nie zuvor geworden. Das Problem des Individuellen führt zum Problem des Ueberindividuellen. Wie ist die Individualität einer Gemeinschaft, eines Volkes, einer Kultur, einer Religion usw. möglich? Was ist Gemeinschaft als Ganzheit, als Organismus, der mehr ist als die Summe aller seiner Teile? Der Begriff der Ueberpersönlichkeit einer Ganzheit ist ein Problem, das die heutige Philosophie als eines unserer wichtigsten Lebensprobleme mit Energie in Angriff genommen hat. Es steht auch im eigentlichen Mittelpunkt des Werkes Spenglers, der freilich Metaphysisches und Erkenntnistheoretisches dabei nicht scharf genug trennt. Das Persönliche ist vom Ueberpersönlichen abhängig, und Schicksal ist die Gewalt, die das Ueberpersönliche zwingt, sich so und nicht anders im Persönlichen zu verkörpern. Das ist Geschichte und Spengler kann sagen: „Wirkliche Geschichte hat Schicksal, aber keine Gesehe.“ So ist „Geschichte die ‚Gestalt‘ einer Seele“, eben jener Seele, die im Ueberpersönlichen lebendig ist, das sich im Persönlichen manifestiert. Und so kommt Spengler zu seinem von vielen als höchst fragwürdig betrachteten Begriff der Kulturseele, die zum Ausgangspunkt seiner Geschichtsbetrachtung wird. „Der faustische Mensch“, „der arabische Mensch“, „der ägyptische Mensch“, „der griechische Mensch“, existieren sie oder sind sie nur Phantome eines geistvollen, phantasiebegabten Kopfes? Wahrscheinlich ist hier die Antwort gar nicht so wichtig wie die Fragestellung. Vielleicht wird Spenglers Lösung des Problems späteren als kindlich erscheinen, seine Prognose sich als total falsch erweisen, aber die Fragestellung mit dieser Intensität wieder aufgeworfen und damit eine theoretische Erkenntnisfrage zu einer lebendigen Bekenntnisfrage gemacht zu haben, die vom Schicksalsglauben an ein lebendiges Sittgestalten ausgehend die ganze Geschichte neu betrachtet, mit einer großen Auffassung an die Geschichte herangegangen zu sein, das ist die Bedeutung, die man Spenglers Werk zubilligen muß, auch wenn andere Geschlechter andere Lösungen finden werden, denn „die“ Lösung wird hier wie in den letzten Grundfragen der Philosophie wohl nie gefunden werden. Und mit diesem Gedanken stehen wir auf dem Boden Spenglerschen Denkens (und erst recht tut das eine Kritik, die dies Werk als ein typisches Produkt unserer Zeit an den Pranger stellen möchte).

Auch die letzte Fragestellung Spenglers: „Wo stehen wir?“ quillt aus dem tiefen Drang des Menschen, der den Weg zu sich selber sucht. Spengler stellt seine bekannte, scharf umrissene Prognose, die überall in unserer Zeit die typischen Alterserscheinungen einer wellenden Kultur erblickt. So überaus einfach freilich wie sie aus seiner höchst glänzenden Gegenüberstellung von Kultur und Zivilisation sich zu ergeben scheint, ist freilich diese Diagnose nicht. Aber sie greift doch mit unerhörter Stärke in das hastige Getriebe unserer Zeit und zwingt mit der blendenden Gewalt einer seltenen Beredsamkeit zum Nachdenken über sich selbst, und man kann dem Buch die Kraft zutrauen, daß es Schicksal für viele wird, und es kann gerade hier höchst fraglich erscheinen, ob wissenschaftliche Widerlegung in stande sein wird, ihm diese Kraft zu rauben, eben weil sie nicht in der Tiefe wissenschaftlicher Erkenntnis, sondern in der Stärke persönlichen Bekenntens ruht.

Wie Spengler letzten Endes, suchen auch Keyserling und Ziegler den Weg zu sich. „Der kürzeste Weg zu sich selbst führt um die Welt herum“ (Keyserling). Und wenn so Keyserling die Weltmeere durchsegelt, wie Spengler die Jahrhunderte und Jahrtausende, wenn er Indien, China, Japan, Amerika durchreist, so ist er nicht auf der Suche nach einem phantastisch fremden Land, nach Drakid, Ophir, Atlantis, romantischem Traum- und Wunderland, sondern auf dem Weg zu sich selbst, um die Stelle bestimmen zu können, an der wir stehen. Wenn er ganz

und gar aufzugehen sucht, z. B. in der indischen Kultur und sich vermöge einer höchsten Sensibilität einzuleben und einzufühlen vermag in der fremden Kulturseele, sich ihr so hingibt, wie der Mystiker seinem Gott, so tut er das nicht, um seine Individualität an die fremde zu verlieren, sondern um dann nur um so deutlicher gewissermaßen von außen her sich selbst zu beobachten und zu erkennen. Auch hier spielt der Begriff der Kulturseele, der Europäer, der Indier, der Chineser, eine grundlegende Rolle. Keyserling sucht sie mehr durch intuitives Schauen als durch begriffliches Bestimmen zu erfassen, sucht die Daseinsformen der verschiedenen Kulturen in sich selbst zu erleben und so den Boden zu finden, von dem aus alle Mannigfaltigkeit in den verschiedenen Erscheinungsformen dieser Kulturen doch als notwendige Einheit und Zusammengehörigkeit erscheint. Man muß Indien und China durchlebt haben, um mit Schrecken zu erkennen, wo Europa steht. „Der Europäer hat sein Leben zugunsten eines Lebens-Mittels abgedankt.“ Auf's höchste gesteigter Individualismus, ungeheuerste Differenziertheit, ein erstaunliches Maß von Wissen und Können, höchst entwickelte Technik, aber kein „Sein“. Der Mangel an bindenden und gültigen Daseinsformen schafft die Zerrissenheit, Kulturlosigkeit, Gehaltlosigkeit und aufreibende Nervosität unseres Lebens, worunter wir leiden und was uns oft sehnsuchtsvoll auf Zeiten und Kulturen blicken läßt, in denen aus einem geschlossenen starken Lebensgefühl heraus das Leben sich einheitlich gestaltete, wo noch nicht der Fluch moderner Intellektualität auf einer von ihr zerriebenen Menschenrasse lastete und ungebrogene Kraft noch schöpferisch tätig war. Aber gibt es da ein Zurück? „Eine erreichte Kulturstufe kann durch Hinabsteigen nimmer überstiegen werden.“ Was ist zu tun? „Das schlechteste aller Mittel wäre, den Intellekt unterdrücken zu wollen, die Rückkehr zum Aberglauben zu befürworten: es ist ein Vorzug, kein Nachteil, daß der Mensch verstandestragender wird. Es gilt, den Intellekt zu vertiefen. Ist dieser soweit, des Glaubens Sinn zu verstehen, die tiefe Bedeutung alles dessen, was er anfangs für Unsinn hielt, dann wird er auch wieder religiös werden. Vorher nicht. Der moderne Mensch ist ein wesentlich intellektuelles Wesen. Nur was er verstanden hat, wird zur Lebenskraft in ihm. So möge er denn möglichst bald, möglichst viel von dem verstehen, was seine unreflektierten Vorfahren groß gemacht.“ Indische Philosophie beruht nicht auf Denkbareit. Auch wir werden früh oder spät einsehen, daß Wesenserkennnis nicht durch noch so weit gehende vervollkommnung des Begriffsapparates, nicht durch noch so erschöpfende Erforschung unseres Bewußtseins, wie es ist, zu erreichen ist, sondern nur durch Gewinnung einer neuen, höheren Bewußtseinsform. Der Mensch muß sich erheben über sein säkulares Erkenntnisinstrument, hinauszugelangen über die biologischen Grenzen, deren klassischer abstrakter Ausdruck in Kants Kritik enthalten ist. Er muß hinauswachsen über sein bisheriges Maß, sein Bewußtsein muß, anstatt an der Oberfläche zu haften, den Geist der Tiefe spiegeln lernen, der sein Seinsgrund ist. Diese Höherentwicklung hat in Indien begonnen, daher die Wunder seiner Seinserkennnis und Lebensweisheit. An uns ist es, sie weiterzuführen.“ Die ungeheure Differenziertheit unseres Wesens ist ein Vorzug. Wir müssen uns diesen ganzen, so wunderbar reichen Körper von der Tiefe her beseelen.“ Der Weg zur Synthese von Erkenntnis und Sein ist es, den wir suchen müssen, und das ist auch das Ziel, das sich Keyserling mit seiner Schule der Weisheit zu Darmstadt gesteckt hat.

Mit diesen Sätzen Keyserlings haben wir schon nahe an Gedanken gerührt, in die auch Zieglers Werk vom Gestaltwandel der Götter ausmündet. Während Spenglers Werk den Willen lähmt, suchen Keyserling wie Ziegler neue Lebenskräfte zu wecken, um die Bahn frei zu machen für neue lebensschaffende Kräfte, die sich zu höheren Formen entfalten wollen, das Gesetz ihres Wachstums in sich selber tragend. In diesem Sinne kann Zieglers Werk als im höchsten Maße Leben spendend betrachtet werden.

Auch er geht von der biologischen Betrachtung, von der Organik aus, die neben die Weltmaschine den Weltorganismus stellt, der selbst die leblose Materie als ein organisch lebendiges Dasein, Werden und Vergehen zu erkennen sucht. Folgende Antinomie drängt sich uns bei der Betrachtung alles Lebendigen auf: „Das Leben ist immer am Ziel, denn es bringt im ganzen und großen immer nur das hervor, was irgendwie des Lebens fähig ist.“ — „Das Leben ist aber gleichzeitig nie am Ziel — denn seine zahllosen Arten und Gattungen, deren Anpassung an die entsprechenden Umwelten je und je geglückt erscheint, sucht es immer wieder in neuen Arten und Gattungen zu übertreffen, als könne es sich wirklich mit keiner einzigen seiner Gestalten zufrieden geben und als suche es sich ein Ziel weit jenseits seiner eigenen Möglichkeiten.“ So kann er zu der Anschauung kommen: „des Lebens Hochgeheimnis heißt unter allen Umständen Form = Wechsel, Gestalt = Wandel. Der organische Kosmos vergegenwärtigt uns seine Erscheinungen als zeitlich nacheinander umgeformte Gestalten, überall deutet er auf eine Metamorphose seiner Verkörperungen in Vergangenheit und Zukunft hin“, wobei wir uns wohl hüten müssen, mit dem

Schlagwort „Entwicklung“ einen höchst banalen und gefährlichen Fortschrittsgedanken als Wertmaßstab hineinzuinterpretieren. — — — daß Typus sich zu Typus wandle in strenger Ausschaltung jeder als Fortschritt aufzufassenden Tendenz.“ „Das Leben ist schöpferisch lediglich im Hinblick auf den Wandel seiner Erscheinungen und Verkörperungen.“ „Alle Schwungkraft und Leidenschaft der organischen Welt ist gesammelt auf Form, Umriß, Gestalt, Figur, Plastik in jeweils überraschenden Verfinnlungen.“

So sucht Ziegler eine Morphologie der Religion zu geben, um Lebendiges als lebendig wirkende Kraft zu fassen, um aus Erkenntnis Tat reifen zu lassen. Während Spengler „die Religion“ leugnet, und nur „die Religionen“ gelten lassen will, gibt Ziegler die Morphologien der einzelnen Religionen, um zur ewigen Tendenz „der Religion“ selber vorzudringen. „Was ist denn Religion an und für sich? Was ist denn Religion abgesehen ihrer Beschaffenheit als Vorstufe und Frühzustand des Wissens? Was ist denn die ewige Tendenz der Religiosität, getrennt von ihrem geschichtlichen Verrufen sein in wissenschaftlich-erkennnistmässige Tendenzen? Was ist zuletzt Religion rein auf sich selbst gestellt, allein ihres eigenen Bodens wüchsig und urwüchsig?“ Nicht von theoretischen, von vornherein einengenden Definitionen ausgehend, nicht durch begriffliche Zergliederung, sondern durch Hineinleuchten in die Manifestationen religiösen Verhaltens sucht er zu dem Problem der Religion vorzudringen als dem großen Zentralproblem in der Auseinandersetzung des Menschen mit sich und seiner Welt. Es ist eine weit-ausladende Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes und des menschlichen Weltgefühles in Zieglers Werk niedergelegt, wenn dort gezeigt wird, wie im Wandel der Jahrtausende Religion gedacht, gefühlt, erlebt wird in Mythos, Dichtung, Philosophie, Theologie, Magie, Mystik, Wissenschaften, Lebenswandel, wie Religion sich manifestiert als der Niederschlag der geistigen und seelischen Struktur der geistig höchststehenden, führenden, maßgebenden Schichten, soweit er für die geistige Entwicklung der Menschheit von Belang ist, soweit er als lebendiger Geist sich lebendig auswirkt. Es ist ein Werk, das Wissen und Geist in seltenem Maße vereint, im Wissen gründlicher, quellenmächtiger als Spengler, im Geiste dem Durchschnitt heutiger wissenschaftlicher Produktion weit überlegen, ein Werk, das den Philosophen wie den Historiker, den Philologen wie den Naturwissenschaftler gleichviel angeht, ein Werk, das sich wieder an den Menschen wendet. So sucht Ziegler auf dem Wege der vergleichenden Induktion aus der Anschauung zum Urphänomen, zu einem der großen Urtriebe der Menschheit vorzudringen, im Durchwandern der Jahrtausende das religiöse Urerlebnis im Menschen zu finden.

In diesem Urerlebnis offenbart sich eine Kraft, die sich in Tat umsetzen muß. Das Letzte und Höchste ist für Ziegler die Tat. Die Saat, die Nießche als der Wecker und Belebter, als der große Revolutionär unserer Tage, als Bahnbrecher und Umstürzler an einer Zeitwende — wie hat er seine Zeit durchschaut und erkannt! — gesät, geht hier auf. Der alte sogenannten deutsche Idealismus wird endgültig zu Grabe getragen und wir wälzen Steine auf sein Grab, daß er ja nicht wieder auf-erstehe. Eine neue Bestimmung, die Kraft zu neuer Tat, zu neuem Leben schaffe, um sie wird gerungen. „Die Religion ist für uns heutige entweder Tat, nur Tat, oder sie ist gar nichts.“ — — — so daß es Hauptsache bleibt, daß man den Menschen neue Wege zu alten Zielen weise, ja daß man ihnen überhaupt wieder Ziele weise, nachdem sich in diesen Zeitaltern alle schlechterdings verirrt, nicht wissend mehr wein und nicht wissend woans — und was noch übler ist, nicht wissend mehr wie hoch sich der Mensch als Gattung und als Einzelwesen in seiner eigenen Vergangenheit gehoben hatte.“

So sucht Ziegler aus der Betrachtung des Vergangenen ins Lebendige vorwärts zu wirken.

Philosophie als Wissenschaft glaubt nur der Erkenntnis dienen zu dürfen. Hier aber im Gegensatz zur überindividuellen Wissenschaft unserer Tage treten uns Persönlichkeiten entgegen, denen Tatsachen an sich wenig bedenten, Deutung dagegen alles ist. Ihre Werke bedeuten Versuche großer Zusammenfassungen, die zu Bekenntnissen von höchster lebendiger Wirkung werden. Sie verachten die Kathederphilosophie, die „die tiefe Sehnsucht der Jünglinge nach Menschengemeinschaft, nach ausstehender Gerechtigkeit, nach Werkbeseelung, nach Lebensinnigkeit, nach Glaubensstreue leer und unbefriedigt ließ.“ Und die Fachphilosophen werden sie bekämpfen, da aus ihren Werken nicht der sachliche Geist objektiver Forschung spricht, den sie als den Geist der Wissenschaft allein nur anerkennen.

Vielleicht sind wir der Krise der Wissenschaft, die mit Nießche begonnen hat, um ein Beträchtliches näher gerückt, als wir ahnen. Ende des Intellektualismus? Ich weiß es nicht. Aber es scheinen Kräfte am Werke zu sein, die wir nicht mehr verkennen können, und die in ihrer Wirkung weit hinausreichen über augenblickliche Modeströmungen, in denen schwärmerische Sehnsucht nach Indien und Ostasien so bedenkliche Formen annimmt, daß unser höchstes Mißtrauen geweckt werden muß.

Oskar Herrigel / Papst Johann XXIII. in der Gefangenschaft.

Aus der Geschichte weiß jeder, daß von Papst Clemens V. (1305—1314) an die Päpste gegen 70 Jahre in der französischen Stadt Avignon ihren Sitz hatten, welche Zeit das babylonische Exil der Kirche genannt wird. Nicht allgemein aber dürfte bekannt sein, daß auch einmal ein Papst in Heidelberg und in Mannheim gefangen gehalten wurde. Dieser Papst war der hochbegabte Johann XXIII., vormals Baldassare della Cossa. Einem neapolitanischen Adelsgeschlecht entsprossen, hatte er sich anfangs dem Kriegshandwerk gewidmet, dann aber Rechts- wissenschaft studiert und die kirchliche Laufbahn eingeschlagen. Im Jahre 1402 wurde er Kardinal, im folgenden Jahre Legat von Bologna, und 1410 erfolgte seine Wahl zum Papst als Nachfolger des vom Konzil in Pisa gewählten Papstes Alexander V. Auf seinem Leben lagen dunkle Schatten, so daß er dem Stuhle Petri nicht zur Ehre gereichte. Da die Päpste, die in Rom und in Avignon gewählt waren, immer noch auf ihren Ansprüchen beharrten und somit drei Päpste da waren, die sich auf das Festigste bekämpften, wurde der Ruf nach einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern immer lauter. Auf das Drängen des Königs Sigismund mußte Johann XXIII. ein Konzil nach Konstanz berufen, das die Aufgabe hatte, die Einheit der Kirche wiederherzustellen, die Kirche zu reformieren und die wiesentlichen Irrlehren zu beseitigen.

Recht ungerne machte Johann XXIII. sich auf den Weg nach Deutschland und traf, das Herz voll düsterer Ahnungen, am 28. Oktober, einem Sonntage, in Konstanz ein, um nach Eröffnung des Konzils am 5. November den Vorsitz zu übernehmen. Die beiden anderen Päpste ließen sich vertreten. Der König selbst erschien am Weihnachtsfest. Von Anfang an herrschte auf dem Konzil die Meinung, daß alle drei Päpste abzutreten sollten. Nachdem eine Klageschrift gegen Johann XXIII. eingebracht worden war, gab er seine Sache verloren und beschloß im Einverständnis mit seinem Beschützer Herzog Friedrich IV. von Oesterreich, den er im Oktober 1414 zum obersten Feldhauptmann des apostolischen Stuhles mit 6000 Goldgulden Jahresgehalt gemacht hatte, zu fliehen. Dieser veranstaltete am Nachmittag des 20. März ein glänzendes Turnier, und am Abend ritt er als Stallknecht verkleidete Papst mit einer Armbrust am Sattel unbemerkt zum Stadttor hinaus, begab sich nach Ermatingen und fuhr in einem bereitliegenden Boot nach Schaffhausen, von wo er das Konzil für aufgehoben erklärte. In Konstanz herrschte anfänglich große Verwirrung, aber nach einigen Tagen wurde der Beschluß gefaßt, auch ohne den Papst weiter zu tagen. Nachdem der Papst acht Tage in Schaffhausen gewesen war, floh er nach Rausenburg, wo er im Gasthaus zum Pfau abstieg, und weiter nach Freiburg im Breisgau ins Dominikanerkloster. Aber auch hier hielt er es nicht lange aus und wandte sich in Verkleidung nach Breisach, um nach wenigen Tagen nach Neuenburg am Rhein zu reiten, weil er hoffte, nach Avignon und dann nach Italien entkommen zu können. Da inzwischen die Rheinübergänge besetzt worden waren, mußte er nach Freiburg zurückkehren. Am 2. Mai wurde vom Konzil der Prozeß gegen ihn eingeleitet und am 14. Mai die Enthebung vom Amte ausgesprochen. Der Burggraf Friedrich von Nürnberg war inzwischen mit 300 Reitern nach Freiburg geeilt, um den Papst zu überwachen. Am 18. Mai lieferte er ihn in die Burg zu Radolfzell ein. Das Konzil erklärte in seiner 12. Sitzung am 29. Mai Johann XXIII., als des Papsttums unwürdig für abgesetzt, erkannte auf Paß an einem sicheren Ort und begründete das Urteil mit einer Schonungslosigkeit, die ihresgleichen sucht. Dann zerbrach ein Goldschmied sein Siegel und sein Wappen. Fünf Kardinale verkündeten Baldassare della Cossa in Gegenwart von Notaren und Zeugen die Absetzung, und er nahm den Urteilspruch als gerecht und billig an. Der entthronte Papst wurde seinem alten Gegner Ludwig III., dem Kurfürsten von der Pfalz, der als Reichsrichter in Konstanz während des Konzils mit Ausübung der polizeilichen Gewalt betraut war, übergeben und von diesem am 3. Juni in das zwei Stunden südlicher am Untersee gelegene bischöflich-konstanziische Schloß Gottlieben gebracht, wo er in einem der beiden mächtigen gotischen Türme eingeschlossen wurde. In diesem Schlosse schmachtete seit 24. März auch Johann Huz, gegen den er als Papst den Bannstrahl geschleudert hatte, bei Tag gefesselt und bei Nacht an die Wand gefesselt. Die Dienerschaft des abgesetzten Papstes wurde entlassen, damit sie ihm nicht zur Flucht verhelfen konnte. (Vergl. H. von der Hardt, *Rerum Concilii Constantiensis* tomus IV., Frankfurt 1699.)

Von Gottlieben wurde Baldassare della Cossa am 5. Juni nach Heidelberg überführt, Johann Huz am gleichen Tage nach Konstanz. In einer 1620 in deutscher Uebersetzung erschienenen Schrift „Post-Neutter, an Päpstliche Heiligkeit, Papst Paulum V. durch einen fürnemen Geistlichen Prälaten in Italienischer Sprach ausgefertigt“ heißt es Seite 40: „Als man Anno 1415 und 1416 wegen deren in Böhmen eingerissenen Hussitischen Ketzeren das Concilium zu Costniz hielte, wurde Papst Johannes der XXIII. (dem Päpstlichen Stuel und all dessen Besthern zu höchster ewiger Schand) des Papstthums

entsetzt, und viel Artikel des Todes würdig auff ihne bewiesen, bezwungen sich derselbe durch die Flucht zu salveren vermeinte, Er wurde aber von Pfalzgraf Ludwigen, Churfürsten zu Heidelberg gefangen, und daselbst ins Gefängniß (so man den alten Affen nennet) gestoffen, auch darinnen und zu Mannheim etliche Jahr enthalten. Hernacher aber auff grosse Fürbitt, und damit man den Päpstlichen Stuel, welchen er zuvor beherrschet, nicht allzusehr despectierte, wieder entlediget, und ihme ein Praelatur untergeben“ (Mannheimer Geschichtsblätter, Jahrg. I, S. 21). In den Zusätzen zur deutschen Chronik des Pfarrers Jakob Zwinger von Königshofen bei Straßburg (gest. 1420) findet sich folgende Angabe: „Do nach zuhandt nam der kunig den babst und empfah in herzog Ludwigen dem pfalzgraffen, der schickt im seinem bruder herzog Steffan gen Heidelberg in grosser hutt an dem nagsten montag, der do was der V. tag des brachmones oder juny des vorgenanten jars, do mußt er thuis (= deutsch) lernen, wan er hett malch genug gesprochen, und lag do gefangen auff der vesten Monhaim in grosser hutt und kosten auff vier jar.“ (Mone, *Quellenammlung der badischen Landesgeschichte*, Band I, Karlsruhe, 1848, Seite 263.)

Wo war nun der Papst in Heidelberg gefangen? Nach der gewöhnlichen Annahme auf dem Schlosse. So einfach aber scheint die Sache doch nicht zu sein. Zu Anfang des 14. Jahrhunderts werden in Heidelberg urkundlich zwei Burgen erwähnt, die „obere Burg“ auf dem kleinen Gaisberg (heute die „Molkentur“) und die „untere Burg“ auf dem Jettenbühl. Von jener besitzen wir eine dem Pfalzgrafen und späteren Kurfürsten Ott Heinrich zugeschriebene Federzeichnung vom Jahre 1537. Man erkennt darauf einen großen zweistöckigen Palas, hinter dem sich der vieredige Bergfried mit vorspringendem oberstem Geschos erhebt (Abbildung bei L. von Dehmel, *Das Heidelberger Schloß*, 4. Auflage, 1920). Aus der „unteren“ Burg ist das Heidelberger Schloß entstanden, dessen Baugeschichte bis zum deutschen König Ruprecht (gest. 1410) in Dunkel gehüllt ist. Die „obere“ Burg wurde im April 1337 durch eine infolge Blitzschlags verursachte Entzündung der großen Pulvervorräte völlig zerstört. Bei den 1900 und 1901 vom Heidelberger Schloßverein durch Professor Karl Paß im Bereich der Molkentur vorgenommenen Ausgrabungen kam ein Teil der Fundamente zum Vorschein. Während des Dreißigjährigen Krieges wurden auf dem kleinen Gaisberg am Plage der ehemaligen oberen Burg und in der Nähe davon Schanzen gegen Tilly errichtet, von denen eine das „Assenest“ genannt wurde. Um ihren Besitz haben Franzosen und Schweden erbittert gerungen. Es liegt nun die Vermutung nahe, daß die „alte Affe“, in dem nach dem „Post-Neutter“ der abgesetzte Papst gefangen gehalten wurde, der Bergfried der „oberen“ Burg war. Wie oft mag der unglückliche Mann an den Fenstern gestanden sein, um auf die Stadt, das Refektorial und die Rheinebene hinabzuschauen, und Wehmut und Schmerz erfüllten seine Seele. Zwei Kapläne und einige Ablige durften um ihn sein. Ludwig III. scheint alles getan zu haben, damit der Gefangene anständig behandelt wurde.

Nicht ganz ein Jahr war Baldassare della Cossa in Heidelberg in Haft gewesen, als dem Kurfürsten im Frühjahr 1416 nach Konstanz gemeldet wurde, sein Gefangener bereite mit Hilfe des Burghauptmanns eine neue Flucht zu seinem Freunde, dem Erzbischof von Mainz, vor. Ludwig eilte so schnell wie möglich nach Heidelberg und ließ den Burghauptmann ertränken. Der abgesetzte Papst wurde aber unverzüglich nach Mannheim überführt, weil dort die Gefahr des Entkommens geringer zu sein schien. Leider geben unsere nur spärlich fließenden Quellen keinen Aufschluß darüber, wo der Papst gefangen war. Während Ludwig Häuser in seiner „Geschichte der Rheinischen Pfalz“ den Ort in der ehemaligen Burg Rheinhaußen sucht, die nicht weit von dem Plage lag, an dem heute der Mannheimer Bahnhof steht, haben sich Karl Christ in seinem Vortrag „Das Dorf Mannheim und die Rechte der Pfalzgrafen“ (1891) und Friedrich Walter im ersten Band seiner „Geschichte Mannheims“ (1907) für die um 1350 erbaute, aber jetzt auch verschwundene Burg Eichelsheim (am späteren Rennerhof und Milchgütchen) erklärt. Sie wurde auch die „Feste uff dem Rhein“ genannt und diente als Bollburg zur Ueberwachung des Schiffsverkehrs. Im Bergfried, der Gängelungen hieß, wurde der Gefangene scharf bewacht. Er durfte keine italienischen Diener mehr haben, und da seine Wächter Deutsche waren, mußte er sich mit ihnen durch die Zeichensprache verständigen. Ein Gedicht, das er in Mannheim verfaßt haben soll, beginnt mit den Worten:

Qui modo summus eram, gaudens de nomine praesul,
Tristis et abiectus nunc mea fata gemo.

Baldassare della Cossa hatte wohl keine Hoffnung mehr, sein Gefängnis lebend zu verlassen. Da wurde auf dem Konstanzer Konzil am 11. November 1417 der Kardinal Otto Colonna einstimmig zum Papst gewählt. Zu Ehren des Martinstages nannte er sich Martin V. Weil ihm Rom noch verschlossen war, residierte er zuerst in Mantua und dann in Florenz. Er

hielt es im kirchlichen Interesse für unerwünscht, daß ein früherer Papst von einem deutschen Fürsten im Gewahrjam gehalten wurde, und so beschloß das Konzil in seiner 42. Sitzung am 28. Dezember 1417, die Haft Baldassares della Cossa aufzuheben und ihn dem Papst zu übergeben. Der Kurfürst aber machte Schwierigkeiten, und so zogen sich die Verhandlungen in die Länge. Endlich trat Sigismund energischer auf und ließ Ludwig den bestimmten Befehl zugehen, Baldassare della Cossa dem Papste auszuliefern. Ludwig beharrte über ein Jahr bei seiner Weigerung und gab seinen Gefangenen erst im Jahre 1419 frei, nachdem ihm für die entstandenen Kosten ein Pfsegeld

von 85 000 Goldgulden zugesagt worden war. Die Auszahlung erfolgte im April. Der etwa fünfzigjährige, aber innerlich gebrochene frühere Kirchenfürst begab sich zu Papst Martin nach Florenz und warf sich demütig zu seinen Füßen nieder. Er wurde dann zum Kardinalbischof von Tusculum und zum Dekan des hl. Kollegiums ernannt, starb jedoch schon am 22. Dezember 1419 „aus Kummer, nach anderen infolge beigebrachten Giftes“. In dem berühmten Baptisterium neben dem Dom wurde ihm ein prächtiges, von der Meisterhand Donatello's geschaffenes Grabmal errichtet. In der Folgezeit hat sich kein Papst mehr den Namen Johannes beigelegt.

Heinrich Funck / Goethes Besuch am Karlsruher Hof im Jahr 1779.

Auf der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Karlsruhe im Herbst 1882 geschah es, daß ein Redner zum Zeugen für die Langweiligkeit Karlsruhes im 18. Jahrhundert Goethe anrief, und ich erinnere mich noch lebhaft an die große Mißstimmung, welche sich darob der anwesenden Einheimischen bemächtigte. Eine gelungene Periffilage, welche in einer geschlossenen Gesellschaft Karlsruhes von einem wichtigen Mitglied zum besten gegeben wurde, löste die Mißstimmung in Wohlgefallen auf. Dasselbe Goethe-Wort wurde jüngst in der Karlsruher Herbstwoche zitiert, und man äußerte sein Mißfallen darüber, daß Goethe so wenig freundlich über Karlsruhe geurteilt hat. Allein ich kann den geneigten einheimischen Leser versichern, daß die fragliche Brieffstelle keineswegs ein Urteil Goethes über Karlsruhe enthält, sondern sich lediglich auf einen Besuch bezieht, welchen der junge Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, in dessen Befolge Goethe sich befand, dem Karlsruher Hof machte.

Karl August, der schon frühe die mit ihm in Berührung kommenden Menschen scharf erfaßte, hatte bereits bei seinem ersten Aufenthalt in Karlsruhe, im Jahre 1774, den Hof öde und sehr langweilig gefunden; der Markgraf, weithin geachtet, sei eine stattliche Erscheinung, aber ungemein kühl bei der ersten Annäherung und die Markgräfin eine fürchterliche Schwägerin. Der badische Hof war das einzige Domizil gewesen, das die jüngste Tochter der Großen Landgräfin nach deren Tod hatte finden können, und als noch im Trauerjahr mit der vielversprechenden Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt sich am Karlsruher Hof der junge Karl August verlobte, drängte diese auf baldige Vermählung, weil sie sich hier zu sehr langweile und nicht besonders gut mit der Markgräfin, ihrer Tante stehe. Der erst 17jährige Prinz, den seine Mutter, die verwitwete Herzogin Anna Amalie, nicht schon so früh verheiratet sah, befürwortete den Wunsch seiner Braut bei der Mutter, indem er aus eigener Ueberzeugung hinzufügte, daß die Markgräfin bei allem schulbigen Respekt sehr schwer zu verdauen sei. Auch Luise's Schwester, die Erbprinzessin Amalie von Baden, hatte unter der Härte der Markgräfin, anfänglich auch unter der Kälte des Markgrafen gegen sie zu leiden. Sie klagte ihr Los dem Allerwelt'sbeichtvater Lavater, als dieser berühmte Herzenskündiger und Seelenrat den Karlsruher Hof besuchte. Gewiß waren auch Schwester und Schwager in Weimar in Amaliens Leidensgeschichte am Karlsruhe Hofe eingeweiht. Kurz, das Verwandtschaftsverhältnis zwischen dem jungen Herzogspaar in Weimar und dem markgräflichen Paar in Karlsruhe war kein gutes, kein herzliches Verhältnis. Offenbar mit dem Willen und in der leisen Hoffnung, es zu bessern, kehrte der junge Herzog auf dem Rückweg aus der Schweiz, wohin er mit Goethe zu dem von diesem damals schier vergötterten Lavater gereist war, am Karlsruher Hofe an.

Am Abend des 18. Dezember 1779 — so meldet das Diarium des badischen Hoffouriers Cyppe — trafen der Herzog von Weimar und in seinem Gefolge Geheimrat „Gede“ und Oberforstmeister von Wedel in Karlsruhe ein. Der Herzog nahm im Schloß Wohnung, Goethe und von Wedel wohnten bei Geheimrat Freiherrn von Edelsheim, dessen Haus im Großen Birkel, jetzt Schloßplatz, lag. Sie blieben Sonntag, den 19. und Montag, den 20. Dezember in Karlsruhe. Am Montag morgen vertraute Goethe die Eindrücke des ersten Tages einem Briefe

an, den er an Frau von Stein in Weimar sandte. Er berichtete der Freundin vom Karlsruher Hof folgendes: „Hier freut mich die kleine Staff [Freiin Albertine von Staff aus Weimar, Hofdame der Erbprinzessin Amalie von Baden] am meisten, doch ist die arme Seele auch schon stiller und in sich gebracht; es geht ihr insofern wohl, und sie weiß sich ziemlich zu schiden. . . . Hier findet man den Herzog wohl aussehend; doch hat sich bisher noch keine Herzlichkeit zwischen den hohen Herzen spüren lassen. Es muß sich heute geben oder nie; denn morgen früh verreisen wir. . . . Hier sind die Kinder schön und allerliebste. Der Markgraf gefällig und unterhaltend. Die Markgräfin gefällig und gesprächig. Der Erbprinz in seine Augenbrauen retranchiert, aber gutwillig. Die Erbprinzessin sehr passiv am Gängelbände der Frau Schwiegermama. Der zweite Prinz artig und möchte gern, der jüngste ganz ins Fleisch gebaden. Sowie von der untertänigsten Sensation des ersten Tages.“

Ueber den zweiten Tag am Karlsruher Hof schrieb Goethe der Freundin in einer kurzen Nachschrift: „Mannheim, den 22. Dezember. Von Karlsruhe sind wir gestern früh ab. Die Langweile hat sich von Stund zu Stund verstärkt. Von der armen Albertine hab ich sehr zärtlichen Abschied genommen; so ein Würmchen ist doch recht übel dran. . . .“ Also, auch am zweiten Tag fand keine Doffnung der hohen Herzen gegeneinander statt. Im Gegenteile „Die Langweile hat sich von Stund zu Stund verstärkt“. Man tut Goethe unrecht, wenn man diesen Ausspruch als ein von ihm über Karlsruhe gefälltes Urteil anführt.

Mit der Langweile, die sich nach Goethes Ausspruch damals bei dem Besuch am Karlsruher Hof von Stund zu Stund verstärkte, hatte die Stadt Karlsruhe nichts zu tun. Es ist überhaupt nirgends in dem Briefe von der Stadt Karlsruhe mit ihren Anlagen, ihren Goethe nicht weiter bekannten Bewohnern usw. die Rede. Nur vom Karlsruher Hof handelt der Brief. Fälschlich legt Richard Holsten in einem seiner Aufsätze über Karlsruhe die obige Stelle „Hier sind die Kinder schön und allerliebste“ so aus, als ob Goethe darin sagte, die Karlsruher Kinder sind schön und allerliebste, und gratuliert den Karlsruhern und vornehmlich den Karlsruherinnen zu diesem Urteil des Kenners Goethe. Gemeint sind in der Stelle die Prinzesschen Amalie, Karoline und Luise, die drei ältesten Kinder des „majestätisch-schönen“ Erbprinzen und der Erbprinzessin Amalie von Baden.

Angeichts des frostigen Verkehrs aber, der zwischen seinem fürstlichen Herrn und Freund und dem Markgrafen Karl Friedrich und der Markgräfin Karoline Luise von Baden sich abspielte, fühlte Goethe so recht, was er an dem offenerzigen, natürlichen Verkehr hatte, der in jenem hohen Kreise herrschte, dessen Mittelpunkt der Weimarer Hof war, und in den er aufgenommen war. Dazu kam der Talisman der schönen Liebe, womit die Stein in Weimar, die seine Mutter, Schwester und Geliebte nach und nach geerbt, sein Leben würzte. Diesem Gefühl gibt Goethe am Schlusse des Briefes Ausdruck, indem er ausruft: „Adieu Gold. Gott im Himmel, was ist Weimar für ein Paradies!“ Auch dabei vergleicht Goethe nicht etwa die Stadt Karlsruhe mit Weimar. — Müge der Satz „Die Langweile hat sich von Stund zu Stund verstärkt“ nicht mehr aus dem Zusammenhang des Briefes, in dem er steht, herausgenommen und für ein Zeugnis Goethes von der Langweiligkeit Karlsruhes im 18. Jahrhundert ausgegeben werden!

Artur Hauer / Die Markgenossenschaft des Hardtwaldes.

(Ein Gang durch acht Jahrhunderte!)

Seit dem 12. Jahrhundert bildete der Hardtwald, kurz die Hardt (hard-ahd. = Wald) genannt, mit den sieben Dörfern: Weierthum mit Bulach, Sagsfeld mit Rintheim, Blankenloch mit Büchig, Neurent, Eggenstein, Graben und Spöck eine Markgenossenschaft unter dem um 1100 gegründeten Kloster Gottesau. Eine ähnliche Markgenossenschaft bestand u. a. im heutigen Hanauerland mit der Umgebung von Korb. Der Wald war nach den vorhandenen Ordnungen oder Satzungen Eigentum der Allgemeinheit, d. h. der einzelne Bewohner eines dieser Dörfer hatte als Person keinen Anteil, sondern nur die zugehörigen Dorfschaften als Glieder der Markgenossenschaft. Die Dörfer besaßen als Markgenossen gewisse, verbriefte Rechte: das Weidrecht, da Rinder, Schweine und Gänse gegen geringes Weidgeld im Walde weiden durften, und das Holz- und Laub(streu)recht.

Alljährlich kamen die Bewohner dieser 7 Hardtdörfer zur Fastenzeit nach dem Gotteshause Gottesau in feierlicher Prozession gezogen zu Ehren der heiligen Jungfrau, der Schutzpatronin des Klosters. Nach einem hochfeierlichen Umzuge wurde alles mit Wein, Brot und Fastenküchlein gespeist, und jeder konnte so viel nehmen, was ihm beliebte. Alsdann kehrten die Leute, wohl sehr vergnügt, in ihre Dörfer zurück. Diese Prozessionen waren nachgewiesenermaßen bis zum Bauernkriege in Übung, obwohl des Klosters Glanzzeit damals schon längst vorüber und Armut in der Stätte einstigen Reichthums eingetreten war.

Die badischen Markgrafen als Nachfolger der Henneberger Gau grafen, deren einer Bertold v. Henne- oder Hohenberg (gest. 17. März 1122) um 1100 das Kloster Gottesau mitten im Walde gegründet, übten seit 1230 die Schirmvogtei über Gottesau und damit auch über die Markgenossenschaft aus. Dadurch hatten sie ein bedeutendes Recht am Hardtwalde erhalten, und durch die einsetzende Verarmung und den Niedergang des Klosters im Laufe des 14. Jahrhunderts waren die Markgrafen die eigentlichen Herren des Waldes geworden. Als nach 1500 die Güter Gottesaus nach und nach veräußert wurden, gelangten diese ebenfalls in die Hände der Markgrafen, die nun überall auf der Hardt die Gottesauer Höfe durch Pächter und Erblehensleute bewirtschaften lassen. Schließlich bringt das Jahr 1557 mit der Einführung der Reformation die Umwandlung Gottesaus in ein markgräfliches Kammergut.

Im Jahre 1483 erhielt die Markgenossenschaft des Hardtwaldes eine Waldordnung, die uns über Rechte und Pflichten Aufschluß erteilt. Es scheint, daß im Laufe der Zeit der Begriff, daß die sieben Hardtorte Miteigentümer des Waldes sind, dadurch verdunkelt wurde, daß das Kloster Gottesau, welches infolge seiner schlechten Wirtschaft und der ausschweifenden Neppigkeit seiner Insassen (Benediktiner) verarmt und zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt, so dem Markgrafen Gelegenheit gebend, sich das Besitzrecht am Hardtwalde zu sichern und die alten Gerechtigkeiten der Markgenossen mehr oder weniger als fürstliche Gnade erscheinen zu lassen. So bejagt die Waldordnung, „daß der Amtmann einem jeden Dorf so als Obstat Gerechtigkeit in die Hardt hat, Holz zu geben befehlt, wieviel ihm gut dünket“, da eigentlich „nur die armen Leute des Waldes zu holzen berechtigt seien“. Die Dörfer hatten als Gegendienst sämtliche Waldkulturfronden zu leisten, so da sind: Samen sammeln und ansäen, Schläge einzäunen und Material hierzu beiführen, Wege anlegen.

Gottesau hatte große Waldflächen urbar gemacht; 1150 wird Neurent (newgerüt) gegründet. Darüber entstand 1260 ein Streit zwischen dem Gottesauer Abte Bertold und dem streitfächtigen Markgrafen Rudolf, da dieser in Neurent Anspruch auf Binsen und Gülten macht. Der Streit endet erst auf Schiedspruch des Ritters Siegfried von Ruppurr, wie folgendes Urteil sagt:

„Der Markgraf soll nehmen von jeder Hube des Neubruhes 2 Schilling, einen Malter Weizen und 2 Säuner; der Abt 4 Schilling, 1/2 Malter Haber und für das Herd-Weidrecht wieder 2 Gulden. Als Schirmherr (de protervius) soll der Markgraf noch obendrein erhalten für Frevel 5 Gulden und er übe sein Recht an Dieben.“

Der Schirmherr des Klosters war also nach diesem Herr des Waldes. Wohl deshalb fährt die Waldordnung von 1483 fort: „Der Herr des Waldes, der daselbst armen Leuten zum Siedeln, Holz und Boden gegeben, verlangt von ihnen Dienste.“ Als 1698 und 1699 durch Markgraf Friedrich VII. Magnus zur Bevölkerung der Hardt, die aus Piemont (Tal von Lucerne) vertriebenen Waldenser in Welschneurent, die durch Aufhebung des Edikts von Nantes von Ludwig XIV. ausgewiesenen calvinistischen Wallonen in Friedrichstal angesiedelt werden, wiederholte sich der eben bezeichnete Vorgang, daß Landzuweisung im Hardtwalde zu den Waldkulturfronden andererseits verpflichtet. Die zwei neuen Dörfer werden in die Hardt-Markgenossenschaft mit Rechten und Pflichten der alten Genossen durch den Fürsten aufgenommen. Es sind nunmehr 9 Markgenossen; Bulach, Eggenstein und Graben sind im Laufe

der 5 Jahrhunderte ausgeschieden, während Rintheim und Büchig als selbständig gezählt werden.

Die Bürgerzahl der Hardtorte nimmt, nachdem die unglücklichen Kriege des 17. Jahrhunderts vorüber, ständig zu, und da nicht nur Brennholz, sondern auch Bauholz zu Neubauten aus dem Hardtwalde geliefert wird, ist der jährliche Holzabtrieb ein ganz beträchtlicher. Deshalb geht das Bestreben der Regierung Carl Wilhelms und besonders Carl Friedrichs dahin, den Holzbezug auf ein Maß zu bringen, daß der Wald auf die Dauer keinen Schaden erleidet, der sonst wohl unaussprechlich war. Ursprünglich erhielt jeder Bürger soviel Holz, wie er brauchte. 1723 erhielten sogar die Hintersassen, d. h. Nichtbürger (heute würde man Tagelöhner sagen) zwei Klafter (1 Klafter = 2 Ster = 2 Kubikmeter) kostenlos, was 1750 von der markgräflichen Rentkammer auf Ansuchen der 9 Hardtgemeinden noch bewilligt wird. Deshalb werden 1770 durch die Rentkammer die Bürger in Klassen eingeteilt für den jährlichen Brennholzbezug:

- a) wer 2 Pferde hat, erhält 6 Klafter, auf mehr als 2 Pferde aber nichts weiter;
- b) wer 1 Pferd hat, erhält 5 Klafter;
- c) ein Handfröner, d. h. Bürger ohne Pferd: 4 Klafter;
- d) ein Hintersass, d. h. Nichtbürger, gegen Bezahlung von 1 fl. 1/2 Klafter;
- e) ein Altbürger, der kein Gewerbe treibt, oder eine Bürgerwitwe, die das Vermögen ihren Kindern übergeben und nun im Vorbehalt lebt, unentgeltlich: 2 Klafter.

Man ersieht aus dem Einteilungsmodus, daß immer die Art der Fronverpflichtung mit Hand und Spann als Maßstab der Holzzuweisung galt. Bis 1782 erhielten so alle Einwohner der 9 Hardtdörfer zwischen Martini und Lichtmess ihre zustehende Brennholzmengen zugewiesen. Dann erfolgt abermals eine Einschränkung durch die Forstverwaltung, so daß nun jährlich eine gleiche und bestimmte Holzmenge dem einzelnen Dorf überwiesen wird für seine Bürger, die dann das Holz unter sich teilen. Außerdem bezieht jedes Dorf Brennholz für Pfarrei und Schule. Diese Art der Zuweisung bleibt in Übung bis 1813; von jetzt ab, bis 1826, wird die Bürgerzahl von 1813 als Norm beibehalten. Je zur Hälfte wird das Brennholz als Sommer- und Wintergabe zugewiesen; Lichtmess und Martini sind die Termine. Für die Mühen der Zuweisung des Holzes und die Entwerfung des jährlichen Wirtschaftsplanes wurde von den hardtberechtigten Orten ein „Mittgeld“, d. h. Tagegeld der Forstbedienten, an die Forstkasse bezahlt. Dieses betrug z. B. für die Gemeinde Spöck 27 fl. 8 krz. Außerdem gab es noch etliche, heute so gar merkwürdig dünkende Abgaben; so hatte dieses Dorf bis zum Jahre 1829 einschließlich, jährlich 200 Waldeier auf Ostern an die Grob. Forstverwaltung abzuliefern. Diese 200 Eier waren zu 2 fl. taxiert. Im Jahre 1818 wurde der Hardtwald als Wildpark eingezäunt, ein Zaun errichtet, um die angrenzenden Felder vor dem Wild zu schützen, so den Wildschaden zu verringern und durch dies die Kosten für das Hüten der Felder vor ausbrechendem Wild den Dörfern zu ersparen. Bisher hatten Tag und Nacht die Bürger mit großen Hundendieses Hüten zu besorgen. Durch den sogenannten Hardtvertrag vom 13. August 1828, zwischen der Grob. Forstverwaltung und den Hardtberechtigten geschlossen, waren dann erneut Rechte und Pflichten festgelegt bezüglich Holzrecht, Laubabgabe und der Waldfronden. So sollten fernerhin bei Ersatz der alten Gebäude durch Neubauten nur diejenigen Bürger kostenlos Bauholz erhalten, deren Häuser, Scheunen und Stallungen bis 1827 erbaut waren. Im Laufe des letzten Jahrhunderts sind diese Häuser erneuert, oder das Bauholzrecht inzwischen durch Geld abgelöst worden. Brennholz gibt es nur nach der festgesetzten Bürgerzahl, so daß nur bei Ableben eines Bürgers ein Jungbürger, der nach den heutigen Verhältnissen meist das 40. Lebensjahr überschritten hat, in den Genuß des Bürgerholzes kommt. Für die Aufbereitungskosten hatte von jetzt ab jeder Bürger, der Brennholz erhält, eine kleine Geldentschädigung zu zahlen. Das Bauholz wurde gegen eine geringe „Hardttaxe“ abgegeben, die kaum der Rede wert ist. So bezahlte man bis vor kurzer Zeit als Hardtberechtigter bestimmungsgemäß für eine ganze Eiche 6 Pfg., für einen ganzen Forlenstamm 64 Pfg., außer der einmaligen Forstgebühr von 1 Mk. In den 30er Jahren des letzten verfloffenen Jahrhunderts, nachdem seit 1831 der Hardtwald ganz in die Nutzung des jeweiligen Großherzogs gelangt, wurde wiederholt der Versuch gemacht, die „Hardtberechtigten“ aus ihren alten Rechten zu drängen, so daß nunmehr eine Menge Prozesse wegen des „Hardtrechts“ geführt wurden. Das Nassatler Hofgericht hatte des öfteren Gelegenheit, sich mit solcherlei Streitigkeiten zu befassen. Als Beispiel sei angeführt das Urteil dieses Gerichtes in der Klage der Gemeinde Spöck gegen den Grob. Forstfiskus, wobei der Gemeinde am 27. 11. 1837 das alte Recht zuerkannt wird, an 4 Tagen des Jahres Laubstreu durch ihre Bürger im Walde holen zu lassen, ohne festliche

Kosten. Durch die oberste Entscheidung des Oberhofes in Karlsruhe vom 14. 9. 1838 wurde aber das Urteil verworfen, da es sich „um kein Recht, sondern hierbei um eine Vergünstigung handle“. Die Pflichten der Waldkulturfronden blieben voll und ganz auch nach 1828 bestehen. Im Jahre 1858 bot die Forstverwaltung einzelnen Gemeinden, z. B. Weiertheim, Rintheim, Spöck, gegen Verzicht auf das „Hardtrecht“ einen Waldteil zu eigen an. Sie weigern sich aber alle, dieses Angebot anzunehmen, weil insbesondere die Forstbehörde die alte Waldfrondpflicht nicht inbegriffen wissen bezw. in Anrechnung bringen will, und weil nicht alle 9 Orte gleichzeitig abgefunden werden sollen.

Im Laufe der letzten Jahrzehnte wurde diese lästige Verpflichtung endlich gegen eine ansehnliche Geldentschädigung von den Dörfern abgelöst. Auf Drängen der Markgenossen, die nach dem Hardtvertrag vom Jahr 1828 verpflichtet waren, einen Beitrag für die Unterhaltung des Wildparkzaunes zu leisten, wurde im Jahre 1847 diese Bestimmung aufgehoben. Im Jahre 1860 erfolgte dann die Ablösung der alten Pflicht der Jagdfronde, die mit Hand und Spann von den Bürgern zu leisten war. Die Ablösungssummen der einzelnen Gemeinden betrugen 500—1000 fl. Heute hält die alte Markgenossenschaft, von denen Rintheim und Weiertheim in „Groß-Karlsruhe“ als Vororte aufgenommen, noch zähe an dem ihr verbliebenen Recht fest, das jetzt nur noch das Holzrecht ist. Im 19. Jahrhundert war, wie bereits geschildert, das Laubrecht, d. h. die Abgabe von Laubstreu aus dem Hardtwalde an die Viehbesitzer der Bürger der Dörfer, von der Forstverwaltung erzwungen, mehr oder weniger zum „Gnadenakt“ geworden, Gar oft mußte sich auch der Vertreter der Hardt im badischen Landtag mit dieser Frage befassen und vor der Öffentlichkeit zur Sprache bringen. Das Weidrecht besteht dem Wort nach auch heute noch, und als jüngst die Karlsruher Hardtwaldsiedelungen in Angriff genommen wurden, mußte der Verzicht auf das Weidrecht in diesem Teil der Hardt von den beteiligten Hardtdörfern zuerst eingeholt werden.

Einstens mag ein großer Teil des Hardtwaldes mit Eichen bestanden gewesen sein. Wohl ist das Sinken des Grundwasserspiegels infolge der Rheinkorrektion die Ursache, daß diese Bäume nicht mehr so häufig sind, und daß jetzt Fichten (Vorlen), Tannen und Buchen vorherrschen. Vielhundertjährige, ohrwürdige Eichen recken heute noch ihre teils dünnen Wipfel, von Ephen umspinnen, ins lichte Blau des Himmels, in der allernächsten Umgebung des Schlosses Stutensee, das 1784 auf Carl Friedrichs Befehl durch den Vorläufer Weinbrenners, den Baumeister Karl Wilhelm Jeremias Müller, als Jagdschloßchen, am Rande des Hardtwaldes erbaut, an Stelle eines Stutenhauses, das an einem entsumpften See erbaut war. Saftige Wiesenpläne weiten sich heute auf dem ehemaligen Seeboden. Das Schloß Stutensee beherbergt seit den Umwälzungen des Novembers 1918 eine kleine Fürsorge- und Erziehungsanstalt. Früher bewohnte ein Großh. Hoffjäger ein Nebengebäude des Schlosses, und viele Gäste haben hier schon Abzug erhalten können, nachdem sie ein schöner Waldspaziergang in etwa 3 Stunden nach dem idyllischen Stutensee geführt. Nach dem Tode des letzten Hoffjägers, der Revierförster dieses Waldteiles war, ist die Waldwirtschaft auch fernerhin erhalten. Das Dorf Friedrichstal besaß bis zum Jahre 1918 ein Hoffort- und Jagdamt, das nunmehr mit dem Karlsruher Forstamt zu dem Forstamt Karlsruhe-Hardt vereinigt ist. Der Hardtwald bildet auch heute noch eine abgegrenzte Gemarkung, die ursprünglich 15 000 Morgen umfaßte.

Nach dem unglücklichen Ausgang des Weltkrieges machte sich, da bereits in den Kriegsjahren alle zur Verfügung stehen-

den Flächen zum Anbau der Feldfrüchte verwendet, besonders nach Rückkehr der Feldzugsteilnehmer eine große Nachfrage nach weiterem Ackerland bemerkbar. Die Domänenverwaltung, die nach dem Umsturz 1918 in den Besitz des bisherigen Großh. Wildparks und Hardtwaldes gelangte, entschloß sich daher, große Flächen des Waldes zu landwirtschaftlichen Zwecken freizugeben. Die Umzäunung wurde entfernt, das Wild war abgeschossen, teils durch unbefugte Schützen, die sich die allgemeine verworrene Lage zunutze machten, überall wütete an den Rändern und inmitten des Hardtwaldes die blanke Säge und die scharfe Axt. So mancher Riese unter den alten Baumbeständen fiel und dann hallten die Schüsse von den Sprengungen der Wurzelstöcke oder Stumpen durch den einst so stillen Forst. Der Winter 1919/20 schuf so viele Blößen und Lichtungen, und im Frühling des Jahres 1920 zog der Pflug durch den Sandboden, der jungfräuliches Ackerland geworden. Ja, man dachte daran, inmitten des Waldes eine Siedelung „Eichenreut“ anzulegen; zum Glück ist dieser Gedanke bald wieder untergetaucht und vergessen. Gleichzeitig war der Hardtwald für den allgemeinen Verkehr in den Alleen, die ehemals Carl Wilhelms Idee bei der Gründung seiner Residenz geschaffen, freigegeben, während vorher nur gegen Lösung einer Karte der Zutritt in den Wildpark gestattet war.

So hat der Hardtwald auch dem Kriege, der Nachkriegszeit, Opfer bringen müssen, und der Naturfreund muß heute manchmal traurig zusehen, wie das herrliche Waldbild durch Unvernunft vernichtet, er muß es bitter empfinden, wie die Ruhe und Stille aus den weiten Hallen geflohen. Die Not der Menschen unserer Tage macht den Wald belebt; Frauen und Kinder, die Holz suchen, begegnen uns; die Tannen- und Fichtenzapfen, „die Hoppele“, die ein begehrtes Brennmittel sind, werden nicht minder gesucht. Mit Hade und Axt zieht nach Arbeitschluss der Familienvater mit kleinem Wagen hinaus, um aus dem Waldboden das Wurzelholz zu graben, ein mühevolleres Unternehmen, und erst die einbrechende Nacht läßt ihn bei dieser harten Arbeit ein Ende gebieten. Der Hardtwald und seine Geschichte läßt die Zeiten erkennen, und wenn seine alten Eichen reden könnten, sie würden Zeugnis geben von fröhlichen Jagden, von verträumten Stunden, von einsamen Wanderern und frohen Gesellschaften, sie würden berichten, wie die Wogen und Stürme der Weltgeschichte auch den Hardtwald umrauschten.

Die Hardtorte sind meist arm an eigenem Wald. Nur Graben besitzt weite Gemeindewaldungen und denen verdankt dieses Dorf seinen heutigen Wohlstand wohl größtenteils. Wenn die seit langen Zeiten erzählte Sage wahr ist, daß der einstige kluge Grabener Schultheiß dem Orte das Eigentumsrecht an dem Walde dadurch rettete, daß er seinen Hut im Stiche ließ und bei Nacht und Nebel nach Graben zurückkehrte, als zu Carl Wilhelms Zeiten im Karlsruher Schloß die Schultheißen der anderen Hardtorte „über's Ohr gehauen wurden“, indem man ihnen vorgab, der Wald gehöre ja den Dörfern und Markgenossen, sie sollen nur unterschreiben, daß sie einwilligen, daß des Wildes wegen aller Wald umhagt sein müsse, so hätten wir den Grund gefunden, warum das Dorf eigenen Wald besitzt, während dessen vollständiges Fehlen bei den übrigen Orten erklärlich wäre. Nirgends findet sich darüber ein Aktenstück und im Frühjahr 1919 tauchte, wohl zum letzten Male, der Wunsch auf bei den alten Markgenossen des Hardtwaldes, das ursprüngliche Eigentumsrecht am Walde, wenn möglich den eigenen Wald, wiederzuerlangen. Jedoch auch diese Gelegenheit mußte vorübergehen und dies wohl für immer.

Alexander Godeer / Zwei Gedichte.

Alter Park.

Ich gehe gern die alten Straßen,
In Laub und Zweige tief versenkt,
Wo überwuchernd grüner Rasen
Des Wand'rers Schritte weich umfängt.

Und ephenüberraunte Mauern,
Ein Tor von Rosen übersponnen,
Sie scheinen zeitlos hier zu dauern
In Traum und Stille tief versonnen.

Hier weht der Duft vergang'ner Zeiten;
Verhallte Schritte und verwehtes Lachen,
Heimlicher Liebe Seligkeiten —
Umfangen mich wie Traum im Wachen.

Herbstzeitlosen.

Indes das Laub sich färbet rot und gold,
In letztem Rausche letzte Blut sich endet,
Und Himmelsbläue süß und allzuhold
Sich neiget, da der Zeiten Kreis sich wendet,

Entglimmen rings den mattgegilbten Wiesen
Gleich blauen Flammen blasse Herbstzeitlosen,
Die nun in larter Sonne Schein ersprießen
Zu kurzem Wesen diesem Licht erschlossen.

Des Lebens letzter müder Geist verlohnt
In diesen Blütenkelchen: fahle Flammen,
Glanzlos verwehend einem nahen Tod,
Dem dunklen Reiche, dem sie bleich entstammen.

Toni Rothmund / Der Riesbruch. Skizze.

Seitab der Landstraße lag ein alter verlassener Riesbruch. Niemand arbeitete mehr darin, er gehörte zwar der Gemeinde, aber es bekümmerte sich keine Seele darum. Nicht einmal als Schutttabladeplatz kam er in Betracht, denn er lag weit vor dem Städtchen draußen und zu sehr von der Straße ab. Ein schwaches Holzgeländer hatte man am oberen Rand der Grube aufgestellt, damit nicht etwa spielende Kinder oder verspätete Wanderer aus Lichtlosigkeit hinunter fallen möchten. Das war das einzige Interesse, was die Menschen noch an der Riesgrube nahmen. Der Weg, den einst Karren und Wagen gebahnt hatten, der war nun mit Gras und Unkraut verwachsen, und am Eingang der Riesgrube hatten sich zwei große, stachelige Dornbüsche angesiedelt, so daß jedem die Lust verging, sich hineinzuwagen. Oben am Rande dieser furchtbaren Wunde, die Menschenhände in die Erde gerissen hatten, blühte roter Mohn und zartlila Steinröschen. Die steilen Abhänge waren mit prangender Goldbraute und wider Waldrebe bewachsen und mit wehrhaften Disteln, stacheligen Brennesseln und sonst noch mit allem, was sticht und zwickt und brennt.

Denn seit Menschengedenken gehörte dieser alte Riesbruch nur noch den Tieren. Da nisteten in den Büschen Goldhähnchen und Meisen, Ammern, Zeisige, Hänflinge, Amseln und Finken. Es war das reinste Vogelparadies. Man muß zwar nicht denken, daß es ein seliger Friede dort war, nein, wo Leben ist, da ist auch Kampf. Unten am Erdboden wohnten die Ringelnatter, das stinke Frettchen, der bis an die Zähne bewaffnete Igel, der Edelmarbler und die zierlichen Eidechsen. In den Steinschlüften hauste ein alter Kolltrabe, ein einsiedlerischer trauriger Vogel. Aber das große, furchtbare Raubtier, der Mensch, war diesem Winkel ferngeblieben.

Eines Tages aber drängte es sich doch durch die Dornenhecke und betrat den verlassenen Riesbruch. Es war ein Mann, der in dieses Stück Wildnis paßte, denn gerade so eine Wildnis war in seinem Herzen. Er hatte sich gegen die Gesetze der Menschen vergangen und sie hatten ihn eingesperrt; die Richter sagten, um ihn zu strafen, der Geistliche, um ihn zu bessern. Nun war seine Zeit verblüht, und er war entlassen worden. Die, zu denen er einmal gehört hatte, die wollten nichts mehr von ihm wissen, und seine Frau war unterdessen gestorben. Gerade so einen Winkel, wohin er sich verkriechen konnte, den brauchte er.

Der Mann untersuchte den ganzen Platz. Es hatte sich eine Humusschicht auf dem Boden der Grube gebildet, und das Erdreich war locker und ausgeruht. Die Sonne schien warm in die Grube, und vor wilden Stürmen lag sie geschützt. Sie war ziemlich weit und rund wie eine Krateröffnung. Unter dem Fuße des Menschen raschelte es beständig in aufgeregter Flucht. Die Eidechsen, die Schlangen, die Frettchen, die Mäuse reiteten sich in ihre unterirdischen Schlösser. Die Vögel flogen kreischend auf, der Kolltrabe schob aus seinen goldenen Augen böse Blicke auf den Eindringling herab. Noch stundenlang, nachdem der Mensch sich entfernt hatte, zitterte noch eine angstvolle Erregung über der Riesgrube.

Es währte nur wenige Tage, bis der Ausgestoßene wieder in der Wildnis auftauchte. Er schob einen alten wackeligen Wagen durch das Dornestrüpp herein. Gott weiß, wo er ihn aufgetrieben hatte. Den richtete er sich als Wohnung ein, und nahm den Riesbruch in Besitz. Niemand fragte groß danach, was er dort trieb. Es währte überhaupt eine ganze Weile, bis die Gemeinde, der die Riesgrube gehörte, es gewahr wurde, daß dort jemand hauste. Der Mann, der sich mit den Menschen verfeindet hatte, war froh, daß ihn niemand bemerkte. Er hatte ein Stück Erde gefunden — und in seinen Händen hatte er Saat mitgebracht. Saat und Erde. — Mehr wollte er nicht.

Und dann begann er sein Werk. Er rodete Unkraut aus und schichtete es auf einen Haufen, damit sich Humus bilden möchte. Den Tieren tat er nichts und nach anfänglicher Zurückhaltung traten sie ihm näher und befreundeten sich mit ihm. Die Vögel hüpfen um ihn herum wenn er grub, denn dabei kam allerlei Gewürm, Engerlinge, Käferlarven, Tausendfüßler und ähnliches Geziefer zutage, das sich auf dem Boden der Grube bisher als alleiniger Bewohner gefühlt hatte. Diese Insekten pickten die Vögel auf, sobald sie sichtbar wurden. Nachts ging der Igel auf Streif-

zügen nach Schnecken und Schädlingen. So entstand allmählich ein auf gegenseitigen Nutzen gegründetes Freundschaftsverhältnis zwischen dem Menschen und den Tieren. Nur der alte Kolltrabe verharrte in seiner abweisenden Zurückhaltung.

Der Mensch brauchte wenig zum Leben, und das Wenige verdiente er sich mit Tagelohn. Aber immer war er finster, wenn er unter den Leuten sein mußte, immer glättete sich seine Stirne erst, wenn die Dornenhecke des Riesbruches hinter ihm zusammenschlug. Dann war er froh. Denn hier in seiner Erde blühten Feuerbohnen und lichtgrüne Erbsen. Hier wuchsen die saftigen Rettiche und der zarte Salat in dicken, festen Köpfen. Die Kartoffelblüten zitterten im Winde, und über den Komposthaufen spreitete eine Kürbispflanze ihre Arme. Man muß nicht meinen, daß es ihm an Dung fehlte. Von der Straße lehrte er den Mist zusammen und trug ihn in seinen Garten. Es war auch nicht so, daß er kein Wasser gehabt hätte. Denn nicht weit von seinem heimlichen Winkel stand ja das Bienebrünnelein, das trankte alle wegemüden Wanderer und Tiere mit seinem barmherzigen Strahl. Auf seiner steinernen Brunnenschale, soweit sie nah von fallenden Tropfen, saßen den ganzen Sommer die Bienen, wenn sie, durstig von ihrer Arbeit in Obstbäumen und Wiesen, ein wenig Erquickung suchten. Dies liebe Brünnelein spendete auch dem Mann aus der Riesgrube, was er brauchte. Es war ein Festtag für ihn, als er zum erstenmal mit einem Körbchen herrlichen Salats, schwelender Rabieschen und zarter Kresse auf den Markt ging, um es zu verkaufen. An diesem Tage kaufte er sich ein Päckchen Tabak, und als er abends auf dem Trittbrett seines Karrens saß und rauchte, da hätte dieser Mensch mit keinem Könige getauscht.

Die Jahre gingen hin, der vergessene Winkel blühte auf. Eine Ziege kletterte an den Hängen, Kaninchen wohnten in kunstlos zusammengezimmerten Ställchen. Niemand hätte nach ein paar Jahren die verlassene Riesgrube wieder erkannt. Sie war ein blühender Garten geworden und in ihr wohnte ein nützlicher und zufriedener Mensch.

Da kam dann der Tag, an dem eine Industriegefellschaft von der Gemeinde den Riesbruch kaufte. Eine Industriebahn sollte gebaut werden, und zwar hart an dem Riesbruch entlang. Zum Bau des Bahndammes brauchte man Kies, und warum ihn so weit herführen, wenn er doch hier so nahe noch zu gewinnen war.

Als der Besitzer des Winkels dies vernahm, lief er verzweifelt Herzens zum Bürgermeister des Städtchens und bot die paar Groschen, die er zusammengerackert hatte, als Pacht für das Stück Erde. Natürlich wurde er abgewiesen. Die Gesellschaft bot viel mehr und das gab den Ausschlag. Außerdem, so sagte man ihm, habe er ja gar kein Recht gehabt, den Winkel anzubauen. Genau genommen sei es sogar eine Art Diebstahl gewesen, den er begangen habe.

Tiefgesenkten Hauptes und langsamen Schrittes ging der Mensch davon. In seinen Augen stand ein böses, gelbes Licht wie bei dem alten Kolltraben.

In dieser Nacht brannte des Bürgermeisters Haus bis auf den Grund nieder. Es lag Brandstiftung vor und man vermutete, daß der aus der Riesgrube der Täter sei und suchte ihn in seinem Winkel auf.

Was man dort fand, war eine grauenhafte Verwüstung. Die Beete waren zertrampelt, die Pflanzen herausgerissen. Die Hasen rannten verschreckt umher, nur die Ziege graste am Hang und blickte spöttisch herunter. Der Wohnwagen war umgestoßen und zertrümmert.

Den Verbrecher fand man nicht. Man hatte ihm Saat und Erde genommen — er war entflohen.

Der Bürgermeister war versichert und ließ sein Haus schöner als vorher aufbauen. Im selben Herbst noch wurden die Bahnbauten in Angriff genommen und die Arbeiten im Riesbruch begonnen.

Die Vögel wurden verjagt, die Tiere wanderten aus. Nur der alte Kolltrabe kreiste manchmal großen, ruhigen Fluges über dem zerstörten Paradies.

Und nach kurzer Zeit fauchte eine Lokomotive über das Gelände dahin.